

Das mundartliche Leben des Saarbrücker Landes im Spiegel der Sprichwörter und Redensarten.

(Nachdruck verboten)

Beiträge zur Heimatkunde von Ludwig Blatter, Kgl. Seminarlehrer.

(Fortsetzung)

Is ein neuer Erdenbürger glücklich aus dem „Millichbrunnen“ angekommen, dann muß er sofort von der Freund- und Nachbarschaft gebührend bewundert werden und wenn's ein Junge ist, ä Bu, dann heißt's gleich: „Nä, Inje nuren emol, daß iß sei zwädder Dadder, der gespoußt Alt!“ usw. Während die Kinnsbeddersch ihre liebe Not mit dem kleinen Schreihals hat, muß der Kinnsvadder zusehen, wo er die Gewatterschleit herholt, die das Kind iwwer Daaf hewe (= aus der Taufe heben), d. h. die Patt (älter Kumbar = französisch compère) und Good spiele, Das ist nicht immer leicht, denn erst dann „wenns Kind gedaast iß, will jeder Patt spiele“. Es ist eine alte, schöne Sitte, daß die zur Kindtaufe Geladenen „ebbes uffs Bett gänn“ d. h. zu den Kosten beisteuern. Daher heißt's:

Gevadder stehn
Unn Hochzeit gehn
Iß Ehr
Unn macht de Beidel leer.

Der Patt, dem die Good das Sträußchen ansteckt, vergesse nicht, sich gehörig mit Zuckerzeug, mit Suggergliggerde (ursprünglich gefärbte Zuckerkugeln) zu versehen, sonst verfolgt ihn die liebe Gassenjugend mit dem vernichtenden Schlachtgesang:

„Suggerpatt hat nig im Sack
Wie ä bisje Schnubbduwack“.

Zahlreich sind die Redensarten und Sprichwörter, die sich auf das Familienleben beziehen. Kann man z. B. das treue Walten, die liebevolle Besorglichkeit eines braven Hausmütterchens besser zeichnen als der Volksmund in:

„Es iß hä Mudder esjo aarem
Sie halt e bisje waarem“.

Wie schlicht und doch wie ergreifend! Umschlingt es nicht jeden, dem dieses Wort zu Herzen geht, wie mit weichen, warmen Mutterarmen? Dem Vater steht in erster Linie die Zucht zu. Wenn ein Junge mißrät, ein Niggudd (= Tunichtgut) wird, dann heißt es: „Sei Dadder hat hä Holz uffne geleht, er hat'm die Käse nit aangezoh.“ Uebermäßige Strenge gegenüber jedem dummen Streich – es sinu jo so Buwespring – ist allerdings auch nicht am Plat, denn „zu spit, stecht nit unn zu scharf schneid nit“. Das Kind wird hartschlehtig und trotzt erst recht. Wohlgeratene Kinder sind der Stolz der Eltern. Da heißt es vom Jungen „das iß mei Knecht“ und vom Mädchen „das iß mei Maad“.

Solche Kinder folgen ihren Eltern, sie pariere und gehen ihnen zur Hand, sie sind bei der Hand wie ä Wicksbirscht und „bei der Heck wie ä Gaardegräbche“ sie sind wie „ä Hand am Leib“, d. h. stets da, wenn man sie braucht. Werden sie anännhin (= an ein Ende hin, irgendwohin) geschickt und heißt es „dabber dummele dich“ (= tapfer, rasch tummle dich), dann gehts im Hunnertzwanziger und so schnell wie all nig Guddes. Trotzdem hat man stets sei Kreiz

unn sei Lascht mit ihnen, sie machen ähm Schagrille (vergl. franz. chagrin = Kummer) und man macht im Laufe der Jahre die alte Erfahrung: Kläne Kinn, Klän Kreiz,
Große Kinn, groß Kreiz.

Die Kinder kosten viel, die Quaschtjäck essen unn schlumbjen äbbes eweck unn verreiße meh Kläder unn Schuh als Godd's Wille iß. Sie zeigen oft Launen, wie das Wetter im April, d. h. Abrille-Grille und haben besonders „heile unn Lache in ääm Sack.“ Sie sind gagelich unn fambelich, d. h. unachtsam und nachlässig, sie höre unn sijn nit unn stelle de Deiwel ann. Es sind mit einem Wort Deiwelsbänner unn Reißdeiwel (= wilde Jungen) m'r wäs je oft in hä Sack nit einin ze bringe. Auch unter den Mädchen ist mancher Struway und manch Hädebärwelche, d. h. Wildfang.

Was so ein „Saarbrücker Hähchen“ werden will, krümmt sich bei Seiten und wie die Alten jungen, so zwitschern die Jungen. Daher erproben die kleinen Kruppsäckchen eben ihren Witz an dem einfältigeren Kameraden, dem Schosjel und weisen ihm das Näscht vumme Häggesterzje, d. h. sie stürzen den neugierig in die Hecke Spähenden mit dem Kopf hinein und rufen dann frohlockend: „Häscht es Näscht gesijn jezde!“ Auch in Abzählreimen wie:

„Ich unn Du, Miller'sch Kuh,
Miller'sch Esel, daß bischt Du“.

wird der Mitspieler verwitst, d. h. überlistet.

Im Frühjahr, wenn der Saft in die Weiden, Birken und Pappeln, die Bällebam steigt, läßt sich der seltsame Singang hören:

Saft, Saft, Seide,
Holler in de Weide,
Holler in dämm griene Gras,
Daß d'r Saft erauser laaft,
Mudder gämmer ä Nodel!
Was willschte mit der Nodel? –
Säggelje nähe, Säggelje nähe!
Was willschte mit dämm Säggelje?
Stääncher raffe, Stääncher raffe!
Was willschte mit de Stääncher? –
Vechelcher werfe, Vechelcher werfe!
Was willschte mit de Vechelcher? –
Brode, brode,
Daß mei hubb soll ganz gudd gerode!

Dieser Bastlöfereim ist über das ganze rheinfränkische Gebiet verbreitet bis ins Oberhessische, natürlich in allerlei Lesarten. Vielleicht haben die Kinder der alten Chatten (Hessen), von denen ja die Rheinfranken abstammen sollen, schon ein ähnliches Verschen beim Huppenmachen gesungen. Kinderlieder und Kinderspiele bewahren bekanntlich öfters uralte Vorstellungen und Tätigkeitsformen der Erwachsenen, die der kindliche Nachahmungstrieb einst zum Spiel gestaltete. Von dieser Voraussetzung



Aufn. v. Aug. Rupp

ausgehend hat man auch unseren Bastlöserim auf heidnische Bestandteile hin untersucht und hinter „Holler“ die Göttin Holda vermutet, die als Frau Holle im Märchen, als Schnee und Eis bringende Horneggersch aber bei uns im Volksmunde weiterlebt. Unsere Urväter waren Heiden. In Zauber-, Wunsch- und Heilssprüchen barg sich ihnen die geheimnisvolle Kraft des Wortes, des Runenzaubers, der götterzwingend Wunder wirkte und die Zukunft enthüllte. Auch in obigem Verslein liegt noch etwas von dieser Zaubergewalt des Wortes, regt sich noch leise das heidnische Blut unserer Vorfahren. Das Vöglein, das darin gebraten werden soll, mag wohl eine dunkle Erinnerung sein an das Blutopfer, mit dem der heidnische Germane sich die Gunst seiner Götter, Holden und Unholden zu erringen suchte.

Diese Proben aus dem Leben unseres jungen Volkes mögen genügen. Wer sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigen will, den verweise ich auf die Sammlung des Herrn Schön: „Kinderlieder und -spiele des Saarbrücker Landes und besonders auf die Aufsätze: „Kulturgeschichtlich Interessantes aus den Kinderliedern der Saargegend“, die Herr Lohmeyer in der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde veröffentlichte.

Wenden wir uns wieder der Familie zu. Die Ehen werden zwar im Himmel geschlossen, aber der Ehestand ist oft ein Wehstand. Solange man auf die „Freierei“ (Freite, Brautschau) geht, übersieht man die Schwächen des künftigen „Gäjeparts“ (Gegenparts). In der Ehe aber muß sich die Liebe bewähren, wenn Meinungsverschiedenheiten und Mißhelligkeiten entstehen. Und das bleibt nicht aus. Auch hier gilt das Wort: „Es is hä Wasser eso hell, es wird als emol trieb“.

„Zwei harde Stään mahle selde rään“, heißt es, daher ist Nachgiebigkeit zur rechten Zeit eine wertvolle Tugend im Eheleben. Die Männer sind zwar gerne geneigt, dem Sprichwort recht zu geben: „Lange hoor, kurze Gedanke“, aber deswegen muß man nicht gleich „ä Kopp mache, ä Kopp uffsetze unn pässe unn bruge. Die „Dick- unn Strackheppighät“ (Trog) untergräbt die häusliche Eintracht langsam, aber sicher. Kein Wunder, wenn der Mann dann im Zorne auf jenes altgermanische Recht zurückgreift, von dem im Nibelungenlied die Rede ist:

Das hat mich sit gerouwen, sprach das edel wip

Ouch hät er so zerblouwen darumbe minen Lip.

Zuweilen kehrt sich aber dieses alte rechtliche Verhältnis um. Die „wiedig Ripp“ (aus Adams Seite) hat die „Bore“ an und den „Duwak“ (= Schwächling) energisch „in der Geischel“. Die männlicher gestimmten Alten haben solchen Schwächlingen das Dach abgedeckt oder ihn gezwungen, seinen „Schandaarem“ (Gensdarm), seinen Hausdrachen und Hausdeiwel, der auf einem Efel reiten mußte, durch die Straßen zu führen. Wenn das heute noch so wäre, ihr Meister „Lenedecker“, das wäre ein Geschäft!

Reinlichkeit, Sparsinn, Häuslichkeit und ein frohes Gemüt, die zieren das Weib, Arbeitssamkeit, Nüchternheit und Charakterstärke machen den Mann. Es ist schlimm um die Häuslichkeit bestellt, wenn man „de Buggel voll Schuld“ hat, wenn das „Hijje“ (franz. huissier = Gerichtsvollzieher) kommt und der „Kukuk“ (= Pfandmarke) den besten Hausrat holt. Schließlich gehen „die siwe gebachte Bire, die drei Drumbele“, die übrig bleiben, auch noch drauf. (Moderne Eheleute allerdings sind „preißisch ingericht“, d. h. sie haben Gütertrennung), die Frau muß hier das meiste tun. Deswegen hat sie aber nicht nötig, die Sparsamkeit zum Geiz, zur Silzigkeit, zur „Hungrig- unn Knaschtigkät“ werden zu lassen, sodas die Leute sagen: „die is uff de Penning wie der Deiwel uff ä aarem Seel“.

Auch der Mann braucht kein „Notniggel“, kein „Pänningskriwweler“, kein Kümmelpalter zu sein.

Die Zunge ist die Hauptwaffe des schwachen Geschlechts; Zungen-, Maulfertigkeit, ä wiedig Schniß, daher beim Weibe etwas gewöhnliches. „Die hat ä Maul wie'n Affegaad“ (= Advokat) der gehts Maul wie geschmiert, die hat ä Maul wie ä Schwert, die hat ä Schwertsmaul, die hat ä Maul wie ä Dreckschleider, solche und noch drastischere Vergleiche sind daher häufig zu hören. Mit der Zungenfertigkeit ist, öfter als dienlich, die Klatschsucht, die Neigung zur „Rätscherei“ (rätsche = klatschen) verbunden. Die „alt Rätsch“, die „Schwaduddelersch“, die „im Dorferom frabaast“ (frabasen, klatschen), wird also auch bei uns nicht fehlen. Der Mann ist von Natur aus kürzer angebunden. Er ist eher etwas „raubauzig“ (barsch) und manchmal ein „kolwiger Michel“, ein „richtiger Flabbes unn Flaade“.

Im höheren Lebensalter — mit de Jahre — wird so mancher, der als „junger Lecker“, d. h. Spring ins feld, ein „leichter Bruder, ä Flänzje“ war, „neidisch unn kräßig“ und entwickelt sich mehr und mehr zum Krangelsack unn Krangelbeidel, zum Herzkrankelele und Gramätscheler, der seinen Leuten „de Kopp voll krangelt unn gramätschelt“, oder auch zum „wuschterliche Kerl“, zum „gähigige Giftmichel“, der seine Angehörigen „tyrangelt“, (gähigig = jähzornig, gäh = oberdeutsch gah, gad, jach, jäh). Die gleiche Verwandlung kommt auch bei der Frau vor. Der „aamiedige (anmutige) Engel“ von ehedem ist nun — nach der Ansicht der Männer natürlich — „ä Gijthääbche, ä Beißzang, ä Rabbeise, ä Klabberschlang, ä Kanaalje (Kanaille), die dem ehelichen Gemahl, wenn er „zufällig“ mal des Abends etwas später als gewöhnlich zum Nachtessen kommt, höchstens mit einer „Krummel- oder Brummelsubb“ d. h. mit einer Gardinenpredigt aufwartet. Nun, das ist schließlich nicht so schlimm, wenn es nicht „alle Gebodd unn gleich widder“ vorkommt und der Mann oder die Frau sich „nit droon halt wie der Narr am Käs“, immer wieder „uff die ald Schlauder“ kommt, so daß die eheliche Eintracht leidet. Einträchtigkeit ist fein und lieblich unter Brüdern und erst recht zwischen Eheleuten, „bei verheirade Leit“. Auch in der besten Ehe gibt es „Kummer, Gedanke unn Koppbreches, Brascht unn Unmus“. Die Sonne scheint nicht immer am Ehehimmel. In Sorge und Not steigt finstere Gewölke herauf und in den Schicksalsschlägen zucken die feindlichen Blitze hernieder. Aber deswegen „laf die Ohre nit bambele“, immer „de Kobbiwer sich gehall unn druff wie Blicher“ im alten Gottvertrauen. Redlichem, einträchtigem Streben wird auch in der Ehe der Erfolg nicht versagt bleiben. Es wird gehen, es muß gehen. Merkt euch vor allem: „Wann's hä hñche m'm Hinkelche kraht, dann gehts“



Gräfental

Photo E. & W.

Bist du wohlgeleitet unter deinen Mitmenschen, so kannst du auf ihre Hilfe rechnen. „Wämmer hold is, dämm steckt m'r Maije“, wie sie auch unsere Burschen der Auserkorenen, dem „Schatz“ in der Mainacht vor die Türe stecken. Darum halte Frieden mit der „Nochberschaft“. Sei nicht aufdringlich, „laaf äm nit die Dierschwell in“ und vor allen Dingen „schnouß nit in annerleits Subbehääwen erom, bekimmer dich meh um dich unn loß annerleit mit Friede“, sonst kannst du die Antwort bekommen: „Kehr vor deiner Dier, do werds Naacht driwver (Kimmer dich nit um annerleits Dreck)“ oder „Holl dich an deiner Nas, do hascht'n ä ganz Hand voll“. Ein böser Nachbar aber ist ein Unglück. Wääschtes noch (weist du es noch) wie der Judd saad: Besser ä griene Waasem (=Wasen, Rasen) vor d'r Dier als ä beese Nochber; de griene Waasem kammer vertreiwe, de beese Nochber awer nit“.

Ja, das Leben ist ein Kampf und schließlich, „wammer mänt m'r wär aus der Not, dann kummt d'r Dod“. Jedenfalls aber wird der Vorsichtige sich an den Rat halten: „Duh dich nit aus, öb (=ehe) de schloose gehschit“, d. h. gib nicht bei Lebzeiten all deine Habe den Kindern. Es könnte immerhin der Fall eintreten, daß du dann überflüssig würdest und im Wege wärest wie ein alter Schuh schlappen, den man in die Ecke stößt. Das Gnadenbrot aus Kinderhand ist mit Tränen gewürzt und darum bitter. Glücklicherweise ist in solchen, immerhin seltenen Fällen ein „Notstock“ vorhanden in Form von „Paasjoon“ oder Rente, die die Unabhängigkeit von der Gnade undankbarer Kinder sichert. So waltet auch hier der Segen jener sozial-fürsorglichen Einrichtungen, die wir in der Knappschafft und der Reichsversicherung besitzen. Die Spuren derartiger Einrichtungen treten bei uns frühe auf. Galt der Grundsatz gegenseitiger Hilfe ganz natürlich schon in dem genossenschaftlich sich aufbauenden Leben des Mittelalters, in den Zünften und Dorfgemeinschaften, so entwickelte die Not und gemeinsame Gefahr auch bald den Geist der Kameradschafft und Hilfsbereitschafft unter den alten Kohlengräbern. Sie gründeten die Bruderschafft mit einer Hilfskass, der sogenannten „Büchse“. Darum heißen noch heute die Knappschafftsältesten vielfach „Büchsenäldeische“ und die Beiträge „Büchsegeld“.

Ich habe schon in der Einleitung zu diesem Kapitel auf die Doppelnatur des Saarbrücker hingewiesen. Ihr entspringt auch seine Achtung vor redlicher, tüchtiger Arbeit, vor allem der Handarbeit. Wirklich arbeiten heißt bei ihm „mit Schibb unn Hau schaffe“. „Schaffmann“ ist ein Ehrentitel, das ernstlich gemeinte „Faulenzer“ aber eine schwere Beleidigung. Die gewohnheitsmäßigen „Blommacher unn Schichtestubber“ genießen keine Achtung, den sogenannten Gelegenheitsarbeiter, den Faulenzer, „wie er im Buch steht“, den brandmarkt der Spott zur Genüge. Er heßt mit derbem Humor die Arbeit auf den „Driechbruder, der de ganze Dah eromfoozt unn schlänze schlahit“, besonders dann, wenn er als „Maulsechter“ und „Maulschaffer“ im Wirtshaus „sich äns ausreißt“. „Aarwet holl'ne“, heißt es da oder auch „wann dir die Aarwet nohgelaast wär, hättschit'r schunn längschit's Herz abgelaast“, oder „der laast 10 Stunn wähsweit, wann d'r Aarwet ausweichkann“, oder „der hat ä hoor in d'r Aarwet sunn! — Jo, unn daß ä dickes, ä Päärdshoor! Der hat sich die Fingere verbrennt an der Aarwet, wäll'm die Schipp gliedich worr is iwwer'm Schippe“ „der do schippt im Sommer Schnee unn macht im Winter hat“. Auch der Frau steht es gut an, wenn sie „ä Schaffersch is unn nit im Dorf erombäsemt, mait unn rätscht, sich uffs Stiehlche huckt, de ganze Dah in der Finschter leiht odder uff der Trepp eromritschit“.

Jeder soll seine Arbeit selbst verrichten. Es ist nicht schön, wenn es heißt „der oder die muß dänne die Soddele flicke, die Drekaarwet schaffe, de Drekatratsche, de Trambel oder de Hannjoockel mache. Es hat ä jedes sei Strangk seziehe, unn wann jedes sei Strangk zieht, dann geht's ah“. Sicherlich gehts. „Geduld iwwerwind haawekäs“ oder wie die Badener sage: Geduld überwindet Sauerkraut. Hasenkäs und Sauerkraut brauchen eben Zeit, bis sie reif werden, gut Ding will Weile haben. Wer zu anstrengender und anhaltender Arbeit zu schwach und hinfällig ist, der kann immer noch „ä bisje do eromdäschdere unn bosselle unn die KnoddeLaarwet schaffe. Wem die Arbeit von der Hand geht, dem „schuzt



Kirche in Sulzbach Photo A. Simon, Sulzbach

je“ — er hats im Griff wie der Bettelmann die Lous — und man sagt „das is schichtig Aarwet“. (Schug bedeutet in älterer Sprache soviel wie Absturz, Steilabfall, bezeichnet also einen rasch abfallenden Hang, vgl. auch Wasserschlüge). Der Handwerker „schafft gudd Aarwet“ — das is aach Aarwet! heißt es von ihr — oder aber „Puschaarwet“. In letzterem Falle ist er eben ein Puscher und von seiner „Schafferei“ sagt man: daß halt vunn 12 bis Middah“.

Wer nur von Zeit zu Zeit von der Arbeitswut gepadit wird, ist ein „Stieweschaffer“ — er hat widder emol die Stiewe forr se schaffe —, wer aber nichts kennt wie arbeiten und wieder arbeiten „äner Dah wie alle Dah“, der ist eben ein „Schaffnarr“. Und mit Recht, denn „was se vill, is se vill — unn wanns gebäat is“. Allerdings „umsonschit is der Dod unn der koschts Läwe“, geschenkt wird dir nichts, „die gebrodene Dauwe flieje dir nit ins Maul“ wie im Schlaraffenland — sei also kein „Schluri“. Wenn du ernten willst, dann sorge auch für die Saat und bestelle den Acker. „Wo Mischt is, is Christus“, da waltet Gottes Segen.

Der Sparsamkeit wird eindringlich das Wort geredet. Es heißt zwar „vumm Spare verrecke die hunn — vorhaabt, wenn se nit wie die Aanschläh (=Pläne) se fresse krien.“ Auch der Mensch kann zu Grunde gehen, wenn er sich alles „am Maul abspare will.“ Gleichwohl wird es immer löblich und weise sein, wenn man beizeiten zusieht, „daß m'r äbbes uff die Seit bringt.“ Im Alter ist das immerhin „ä Appel for de Dorcht“ das „aus der hond in de Sand“ (=Zahn), aus der Hand in den Mund leben ist eine schlechte Tugend, das taugt nichts. Der Nachbar sagt mit Recht: „die hann noch kä Brot iwwer Naacht im Haus“. Schließlich kommt man um „Hab unn Fahrt“ (festes und bewegl. Gut) um „hakel unn Bakel“ und wird „baarwes (barfuß) gemacht“, d. h. von allem entblößt. (Fortsetzung folgt)